Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1908

214 (14.9.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 74

Visual Library

rend die Hintergliedmaßen schon beim Embryo vollkommen zurückgebildet werden, entwickeln sich die Vordergliedmaßenanlagen weiter und werden zu den Brustflossen, die in ihrem äußeren Bau von den Gliedmaßen der landlebenden Säugetiere vollständig abweichen. Es erweist sich aber, daß ihr Skelett und ihre Muskulatur nach gemeinsamem Grundplane gebaut sind.

Ziehen wir in Betracht, daß heute das „biogenetische Grundgesetz" von Haeckel zu einer Tatsache geworden ist, daß also die Keimesgeschichte ein Auszug der Stammesgeschichte ist, daß die Formenreihe, welche der Embryo während seiner Entwickelung durchläuft, eine kurze, gedrängte Wiederholung der Formenreihe ist, welche die tierischen Vorfahren seiner Art von den ältesten Zeiten organischen Lebens an bis auf die Gegenwart durchlaufen haben, so müssen wir sagen, daß es auf Grund der mitgeteilten Tatsachen feststeht, daß der Walfisch von landlebenden Säugetieren abstammt.

Schließlich sei noch bemerkt, daß, wie Professor Kückenthal hervorhebt, es neuerdings der Paläontologie geglückt ist, Funde von fossilen Vorfahren der Wale zu machen, aus denen hervorgeht, daß die Zahnwale von sehr alten Landraubtieren abstammen.

Der Wolf als Hausgenosse. Das Problem der Zähmung des Wolfes und seiner Gewöhnung an den Freilauf, so schreibt der „Prometheus", kann nach dem interessanten Versuch von Oskar Mösch (Teufen) über den in den Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft berichtet wird, als gelöst betrachtet werden; durch mehrere Generationen lang fortgesetzte Bemühungen könnte man aus dem Wolf einen ebenso treuen und anhänglichen Begleiter des Menschen machen, wie es der Hund ist. Das Versuchstier war, drei Monate alt, in einer Menagerie gekauft und dann kastriert worden. Heute folgt es seinem Herrn frei, eilt auf dessen Ruf herbei, sucht ihn und läuft, obwohl immer frei, nie vom Hause weg; verliert es einmal seinen Herrn bei einem Spaziergange aus den Augen, so folgt es seiner Spur, wie ein Hund, und findet ihn sicher. Selbst durch die Straßen des Dorfes und der Stadt kann man den Wolf frei laufen lassen. Gegen seinen Herrn ist er anhänglich und treu; feig, wie Brehm und Tschudi angeben, ist er nicht, wohl aber sehr furchtsam und vorsichtig. Er nimmt die Speisen anständig aus der Hand und sucht nur zu beißen, wenn man ihn prügelt; er läßt sich sogar gefallen, daß man ihn an den Hinterbeinen in die Höhe hebt oder an allen vier Beinen hält und hin und her schwenkt. Mit jungen Hunden und Katzen spielt er gern und benimmt sich ihnen gegenüber niemals bissig, eher gutmütig; alte Hunde weichen ihm aus. Bei einem sehr scharfen Geruchssinn würde er einen vorzüglichen Jagdhund abgeben, und zwar stellt er dem Geflügel besonders gern nach. — Ueber einen weiteren Versuch berichtet der Herausgeber des „Prometheus", Geheimrat Otto N. Witt, aus eigener Anschauung. Es handelt sich dabei um einen grönländischen Hund, der das Produkt einer Kreuzung von Polarwolf und Eskimohund ist. Er ist im Sommer gelblich, im Winter schneeweiß und ein mächtiges Tier in der Größe eines Neufundländers. „Panü" ist sehr intelligent und anhänglich gegen seinen Herrn und dessen Familie. Er folgt seinem Herrn auf Schritt und Tritt und nimmt von Fremden keine Notiz. Er ist auch ganz gutartig, aber gelegentlich kommt seine Wolfsnatur in der Weise zum Ausdruck, daß er Schafe oder dergleichen reißt. Sehr merkwürdig ist das Verhalten wirklicher Hunde gegen ihn. Diese kommen oft herangelaufen, um mit ihm zu spielen, bleiben dann aber in gewisser Entfernung (offenbar sobald sie beginnen zu „wittern") plötzlich stehen und laufen dann heulend und mit allen Zeichen der Angst davon. „Panü" selbst nimmt von anderen Hunden keine Notiz, sondern ignoriert ihr beleidigendes Verhalten vollständig.

Hygiene.

Haarverlust bei Frauen. Das Haupthaar der Frau ist unvergleichlich weniger der Gefahr des Schwindens ausgesetzt als das des Mannes, ohne daß es bisher gelungen wäre, mit voller Schärfe die Gründe dieser Erscheinung aufzufinden. Der auf dem Gebiete der Haarkrankheiten sehr bekannte französische Forscher Sabouraud teilt in der „Gazette de Gynecologie" einige Einzelheiten über den Haarwuchs der Frau mit. Er vertritt die Ansicht, daß im allgemeinen der Gesundheitszustand nichts mit dem Haarausfall zu tun hat, außer wenn der Verlust auf akute Fieberzustände folgt. Sofern nicht spezifische Ursachen vorliegen, ist der Ausfall auf eine zu starke *ölige Ausscheidung der Kopfhautdrüsen zurückzuführen. Bei* der Frau beginnt der Haarausfall auf dem Vorderhaupt und an den Schläfen, und zwar machen sich die ersten Anzeichen zwischen dem 18. und 22. Lebensjahr bemerkbar. Zunächst kommt es zu Schuppenbildung, der bald der Haarausfall folgt. Vorzugsweise findet er im Sommer statt. Das nächste Vorbeugungsmittel sind Waschungen mit nicht zu alkalischer Seife zur Entfernung der erwähnten öligen Ausscheidungen. Es genügt dabei, das Haar auf eine Länge von etwa 10 Zentimeter von der Wurzel zu waschen. Hernach muß die Seife mit warmem Wasser entfernt und mit einem trockenen Tuche abgerieben werden. Anwendung von Oel ist zu vermeiden. Wie oft diese Waschungen gemacht werden sollen, wird nicht angegeben. Im übrigen empfiehlt Sabouraud den Gebrauch von Cantharidin. Die hauptsächlichsten Substanzen jedoch, die seiner Ansicht nach den Haarwuchs fördern, sind Pilocarpin, Chinin, Caffein und Kampfer, zu deren Verwendung er nachstehendes Rezept angibt: 20 Gramm salzfaures Pilocarpin, das in möglichst wenig Wasser gelöst ist, 20 Kubikzentimeter Lavendelspiritus, 20 Kubikzentimeter Aether, 2 Kubikzentimeter Ammoniak und 250 Kubikzentimeter Alkohol.

Allerlei.

Eine Kindergenossenschaft zum Zwecke der Pflanzenpflege und Hebung der Natur- und Lebensfreude ist in der Provinz Schleswig-Holstein gegründet worden. Sie hat in Reinfeld (Ost-Holstein) ihren Sitz; ihr Wirkungskreis dehnt sich auch auf die Gemeindebezirke Steinfeld und Neuhof aus. Die Kinder sollen mit Unterstützung Erwachsener angehalten werden, Obstbäume usw. auf geeigneten Plätzen und an den Straßen zu pflanzen und zu pflegen. Der Ertrag ist zu gemeinsamen kleineren und größeren Ausflügen, Musikpflege und Bücheranschaffungen für die gemeinschaftliche Bibliothek bestimmt; auch sollen davon die Kosten gemeinsamer festlicher Veranstaltungen bestritten werden. Die Kindergenossenschaft erwirbt die Rechte eines eingetragenen Vereins, damit sie in der Lage ist, Schenkungen und Vermächtnisse von Kinderfreunden anzunehmen und zu verwalten. Die Selbstverwaltung gemeinsamer Angelegenheiten, die Erziehung zum Gemeinsinn, die Freude an eigener Tatkraft, an Natur und Kunst wird durch eine solche Vereinigung dem Kinde unbedingt in hervorragender Weise anerzogen. Der dieser Veranstaltung zugrunde liegende Gedanke, schon die Kinder im und zum genossenschaftlichen Geiste zu erziehen, ist so originell und bedeutsam, daß er allseitige Beachtung verdient.

Straßen aus Terrakotta. Der schlechte Zustand der amerikanischen Landstraßen bildet der Entfaltung des Automobilismus in Amerika ein schweres Hindernis und man arbeitet jetzt emsig daran durch die Schaffung guter Fahrwege dem Uebel abzuhelfen. Die amerikanischen Ingenieure haben dabei eine sehr sinnreiche Methode ersonnen, um auf einfache und praktische Weise eine mustergiltige Fahrstraße zu schaffen. In der Regel handelt es sich um sandige und tonhaltige Gebiete, durch die die Wege geführt werden müssen. Wie der „Gil Blas" erzählt, wird dieser Umstand trefflich ausgenützt: nachdem die Strecke traciert und der Boden nivelliert ist, wird die künftige Straße durch breite, je einen Meter voneinander entfernt liegende Querfurchen durchbrochen. Es entstehen so regelrechte kleine Herde, die mit Brennholz gefüllt und sodann wieder mit Tonerde bedeckt werden. Es genügt, die untere Staffel des Holzes anzuzünden, die Furchen vermitteln die Ventilation, in verhältnismäßig kurzer Zeit entwickelt sich eine große Hitze und die ganze Straße wird gewissermaßen zu einem gewaltigen Backofen. Der Ton verschlackt, härtet sich und wenn das Holz ausgebrannt ist, so braucht nur die Oberfläche noch geebnet zu werden, um eine fertige Straße zu erlangen. Dabei wird auch jede Staubentwickelung verhindert, vorausgesetzt, daß die Teerung durchgeführt wird. In Mississippi sind bereits mehrere Straßen auf diese Weise gebaut worden; die Kosten bei diesem Verfahren waren relativ gering und überstiegen kaum 3200 Mk. pro Kilometer.

Literatur.

„In Freien Stunden". Von der unter diesem Titel im Verlage der Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68, erscheinenden Wochenschrift sind uns die Hefte 34 und 35 zugegangen. Für 10 Pf. pro Woche ist diese Romanbibliothek durch alle Parteibuchhandlungen und Kolporteure zu beziehen.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 74. Karlsruhe, Montag den 14. September 1908. 28. Jahrgang.

Kopenhagen—Edinburg—London.

Von J. M.

(Fortsetzung.)

An Bord fühlen wir uns recht behaglich. Die Reisegesellschaft ist klein; vier Herren und vier Damen, die sich gliedern in zwei männliche Vertreter des deutschen Reiches, zwei Studenten, die anläßlich des Semesterschlusses in ihre Heimat zurückreisen, der eine zu den Faroer, der andere nach Island; dann zwei Kopenhagener Kontordamen, die den tapferen Gedanken gefaßt haben, ihre Ferien zu einer Reise nach Island zu benützen; schließlich zwei junge Isländerinnen, die sich nach mehrjährigem Aufenthalt in Kopenhagen in die Heimt zurücksehnen. Bei Tische wird die Gesellschaft verstärkt durch den Kapitän, seine Gattin und das viereinhalbjährige Söhnchen der beiden, das zum erstenmale auf die hohe See mit hinausgenommen wurde. Die Glanzpunkte einer Seefahrt sind für den materiell gesinnten Menschen die Stunden der Mahlzeit. Wenn Fröken Jenny Larsen, so hieß unsere junge Stewardeß, draußen die Tischglocke schwang, drang das zu unseren Ohren wie liebliche Musik, und wir eilten spornstreichs hinab, um den äußeren Menschen in aller Eile salonfähig herzurichten. Die schier unübersehbaren Genüsse einer Schiffstafel aber haben einen grimmigen Feind. Ich habe ihn an der Arbeit gesehen, habe gesehen, wie der Wüterisch unbarmherzig und ohne Unterlaß zu wilden Attacken ritt und bald dieses, bald jenes Opfer hohnlachend in seinen Krallen hielt. Die beiden Isländerinnen fielen der Seekrankheit schon am ersten Tage zur Beute; die Aermsten verkrochen sich in elendem Zustand in ihre Kabine und verrieten seitdem nur durch herzbrechende Töne, die ihre Entstehung einer mit den Forderungen leiblicher Aesthetik auf Kriegsfuß stehenden Tätigkeit verdankten, daß sie noch nicht gestorben seien. Ich habe sie nicht mehr zu Gesicht bekommen. Aber auch die beiden Studenten machte sich der Meergott tributpflichtig, und die eine der beiden Kontordamen schüttelte er höchst unsanft, daß auch ihr völlig der Appetit verging. Dann kam Orla an die Reihe. Am ersten Tage war Orla — diesen hübschen nordischen Namen trug der kleine Sohn des Kapitäns — von dem gestrengen Papa an die Leine gelegt worden. Buchstäblich! denn der wilde Orla machte bild an Deck so verwegene Kletterübungen, daß das Anseilen als einziges Schutzmittel übrig blieb. Den heftigen Protest des schwer in seiner Seemannsehre gekränkten Jungen erledigte Papa Kapitän durch Uebergang zur Tagesordnung. Um die Mittagszeit des zweiten Tages aber brauchte man Orla nicht mehr anzuseilen. Er ließ traurig den kleinen Kopf hängen und gab bei Tisch noch ein weiteres sichtbares Zeichen von Seekrankheit, als er in resolutem Strahl die soeben gelöffelte Suppe auf dem falschen Wege wieder von sich gab.

Alle Welt weiß es: Bescheidenheit ist eine Zier. Ich dränge mich darum auch nicht in den Vordergrund meiner Schilderungen, mache mich nicht zur Zentralsonne, ich übe Bescheidenheit und habe daher — nur daher! — meine eigene Person auch in Punkto Seekrankheit fürsorglich aus dem Spiel gelassen. Doch die Berichterstatterpflicht ist hart: sie zwingt mich zur Unbescheidenheit, zwingt mir Bekennermut auf. Ozean, du Ungeheuer! Deine Schergen haben ihre gierigen Krallen auch nach mir ausgestreckt, haben in meinen Eingeweiden hohnlachend zu wühlen versucht und mich zu schmerzhaften Leibesopfern pressen wollen. Aber ich habe mich verzweifelt zur Wehr gesetzt, habe tapfer gekämpft gegen dich Ausbund aller Bosheit und Tücke und dir nur das Opfer des Verzichts auf eine einzige Mahlzeit zugestanden. Ich habe mich, da ich deine Schergen wahrnahm, in meine Kabine lang hingestreckt und mir dadurch die Kraft gegeben, ihre tückischen Angriffe abzuschlagen. Am zweiten Tage nachmittags hast du mich attackieren lassen, am dritten Tage morgens habe ich dir eine lange Nase gedreht und bin wieder stolz wie ein Spanier auf Deck einhergestelzt. Ich war Nummer sechs in der Angriffsliste. Außer meinem seefesten Freund E. zeigte sich mir auch die eine der dänischen Damen in Punkto Eingeweide überlegen und ich gestehe: es hat mir boshaften Menschen Schadenfreude bereitet, als ich nach meiner Heimkehr von Freund E. die Nachricht erhielt, daß im ferneren Verlauf der Reise auch diese Dame dem Gott Aegir habe opfern müssen.

*

Aber wie schön war diese Seereise! Die ganze schwermütige Romantik der Nordsee umfing mich, wenn ich vom „Ingolf" herab, mit dessen kleinem Körper die tanzenden Wellen ihr neckisches Spiel trieben, mit meinen Landrattenaugen die rundum vom Horizont begrenzte ungeheure Wasserfläche umfaßte. Nur selten fernab die Rauchwolken eines Dampfers oder vom Wind geblähte Segel. Ich wurde an Heines unsterbliche Nordseebilder erinnert und habe daheim begierig danach gegriffen, um das Erlebte nochmals zu durchleben und meine Seephantasie, schon etwas zerknittert von der Gewalt späterer Eindrücke, an einem großen Dichter wieder aufzurichten.

Wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen
Sprangen die weißgekräuselten Wellen;
Ueber mir, in dem ewigen Blau,
Flatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne.

Einmal gerieten wir in dichten Nebel. Unser Schiff fuhr vorsichtig mit halber Kraft, das Nebelhorn ließ seine langgezogenen schauerlichen Töne vernehmen und fernher scholl die mahnende Antwort anderer Schiffe herüber, die unser Auge natürlich nicht erreichen konnte. Nach einigen Stunden aber verzog sich der graue Feind der Schiffe und der Menschen, und aufatmend nahm „Ingolf" wieder sein scharfes Tempo. Unbeschreiblich schön aber war der dritte Abend. Die See hate sich beruhigt, die schaumgekrönten Wellen waren verschwunden und das Schiff fuhr gleichmäßiger. Langsam sank die Sonne ins Meer. Heine hat das Wunder besungen:

Die glühend rote Sonne steigt
Hinab ins weitaufschauernde,
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, rosig angehaucht,
Wallen ihr nach; und gegenüber
Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern,
Ein traurig todblasses Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, schimmern die Sterne.

Und je tiefer die Sonne ins Meer versank, umso köstlicher wurde das erhabene Schauspiel. Die dunklen Wolkenfetzen umhüllte wabernde Lohe und der nordwestliche Himmel erglühte wunderbar in allen Farbenschattierungen von Hellgelb bis zu Tiefdunkelrot. Die Feder versagt bei dem Versuch, die Herrlichkeit dieses Naturschauspiels in Worte zu bringen. Und dann, als der letzte Schein verschwunden war, zauberte die weiche Luna neue Pracht auf die Fluten. Wir sahen nicht das „traurig todblasse Antlitz" des Mondes; es blieb zaghaft hinter Wolken verborgen, aber zur Rechten unserer Fahrt legte sich meilenweit sein silberner Strahl auf das Wasser und schuf wieder eine ganz andere, eine stille Schönheit von märchenhaftem Reiz, eine Schönheit, die Augen und Sinne trunken machte und uns zur langen schweigenden Naturandacht stimmte.

*

Am dritten Tage abends nähern wir uns allgemach der schottischen Küste. Schon am Nachmittage umflattern wieder Möwenscharen das Schiff und künden das nicht

allzuferne Land an. Wir alle schauen angestrengten Auges nach den ersten Küstensignalen. Es ist 9¼ Uhr abends, noch halbe Dämmerung, da entdeckt das geübte Auge des Steuermannes die ersten Leuchtturmlichter. Weitere folgen; drei, vier, fünf, sechs Leuchtfeuer umfaßt schließlich unser Blick. Ihre Lichter zucken auf und verschwinden für kurze Zeit wieder. Der Seeman kennt sich genau in ihnen aus und stellt nach der Zahl der Lichtzuckungen den Standort des jeweiligen Feuers fest. Zahlreiche Schiffe, Dampfer und Segler, beleben die weite Fläche; es ist zu Ende mit der Einsamkeit, die tags vorher unsere einzige Gefährtin war.

(Fortsetzung folgt.)

Tolstoi als Dichter und Mensch.

Tolstois Werke schließen sich zu einer einzigen großen Beichte zusammen, wenn man sie auf ihre rein persönlichen Werte hin untersucht. Kein Lebender, auch Strindberg nicht, der ihm in diesem Bekenntnisdrange am nächsten kommt, hat so schonungslos alle Hüllen und Schleier von seiner inneren Entwicklung fortgezogen. Mit autobiographischen Skizzen begann der junge Schriftsteller, als er in den drei dichterisch so reichen Werken „Kindheit", „Knabenalter", „Jünglingsjahre" die Schicksale seines Irtenjew erzählte. In dieser novellistischen Einkleidung, in diesem Rahmen glühender Landschaftsschilderungen zittert nur leise als dunkle Resonanz sein persönliches Empfinden und entlädt sich in feurigen Anklagen und schwärmerischen Gebeten. Die Schilderungen aus dem Kaukasus, die Kriegsbücher aus dem Krimkriege sind Tagebuchblätter, aus den persönlichen Eindrücken entsprossen, die einen leidenschaftlichen Sinn für die Außenwelt zeigen und über der Fülle der gegenständlichen Beobachtung das eigene Ich ganz vergessen. Die frisch sich regende Dichterkraft, deren beglückenden Zauber Tolstoi nun erst klar empfindet, feiert jetzt ihre Feste der Schönheit, und wie seine Begabung hier am glänzendsten erscheint, so tritt das Persönliche am stärksten zurück. Doch das Bekennertum schläft nicht; in jähen Ausbrüchen drängt es sich ergreifend hervor und die Unrast seiner Seele will Ruhe finden in der Erkenntnis der Welt und ihrer Werke. Immer tiefer gräbt er sich in die Wirklichkeit hinein, will auf Reisen und durch Studieren den letzten Geheimnissen auf die Spur kommen; in diesem Streben nach allseitigem Umfassen sammelt er den Stoff zu seinen beiden großen Romanen. Es ist uns fast unmöglich, die Fülle der Beobachtungen und Erlebnisse zu erfassen, die in „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" aufgespeichert sind. Nur einer, dem selbst die Kugeln um die Ohren gepfiffen hatten, konnte solche Schlachtschilderungen entwerfen, in denen die Massen in den gestaltlosen Regungen ihres Instinkts leben und jeder einzelne mit einer bezeichnenden Geberde wie in einer momentanen Vision erscheint. Tolstois großes Epos gibt nicht etwa ein exaktes Bild des russischen Feldzuges, wie es die moderne Geschichtsforschung festgestellt hat, sondern es ist ein russischer Heldengesang, in dem die geheimnisvollen Kräfte des Volksgeistes aufsteigen und mit dem wundervollen Pathos einer mythischen Sage Menschen und Dinge umhüllen. Für diesen Sänger seines Volkes existieren nicht die Winkelzüge der modernen Diplomatie und Strategie, sondern das Leben selbst in all seiner Wirrnis und seinen unberechenbaren Zufälligkeiten, die nur eine höhere Idee zur Einheit zu verbinden weiß. Darum hat er in die Flut der Erscheinungen hinein seinen Pierre gestellt, diesen willenlos von den Ereignissen fortgetragenen, allen sinnlichen Eindrücken hingegebenen Träumer, den endlich die Woge des Schicksals heraushebt aus dem Meer des Seins und in dessen Idealbild einer Ehe sich die lebenspendenden Mächte sinnvoll betätigen. Man glaubt nun, daß dieses Chaos des Krieges und des Völkerringens nur um dieser einen Gestalt willen dargestellt sei und von ihr fällt alles Licht auf die anderen. Nicht anders ist es mit dem Levin der „Anna Karenina". Auch hier löst sich erst allmählich sein Charakter aus dem Gewirr der Petersburger und Moskauer Gesellschaft heraus und in seinen Kämpfen und Siegen ist das erlösende Gegenbild geschaffen zu dem Kämpfen und Unterliegen der großangelegten Frau, die in dem qualvollen Konflikt ihrer Leidenschaft den einzigen Ausweg auf den Schienen der Eisendahn findet. Die technische Reife dieser das ganze Dasein umschreibenden Schöpfungen steht jenseits jeder Wertung. Tolstoi hat mühelos das Problem gelöst, wie man allumfassend und doch klar sein kann; er steht hier noch über Balzac, der seine Gemälde des Menschenlebens in einzelne Abteilungen sondern mußte, während Tolstoi in gewaltigen Akkorden sein Leitmotiv anklingen läßt und es durch Tausende von Seiten hin festhält. Die Meisterschaft der Erzählerkunst, die so selbstverständlich wirkt, erscheint nebensächlich neben dem Umfang und der Intensität des seelischen Erlebens. Nur einer, der in allen Höhen und Tiefen des Herzens labyrinthische Wege durchmessen, vermochte die Geschichte der Anna Karenina zu erzählen, die ihren sündigen Weg konsequent bis ans Ende geht. Und nur einer, der alle Schrecknisse und Wunder des Todes in sich selbst gefühlt, konnte das Sterben schildern, wie Tolstoi es getan. Des Dichters Phantasie kreist, nachdem sie sich in diesen beiden Werken und ihren tragenden Gestalten objektiviert hatte, immer intensiver um das Problem des Sterbens. Aus dem grauenvollen und doch verjöhnenden Bild des Todes, wie es sich ihm am stärksten in der letzten Stunde seines Lieblingsbruders Nikolenka einprägte, ist Tolstoi ein neues Leben erwachsen. Die düstere Pforte des ewigen Nichts tat sich ihm auf und ein überirdisches Licht erhellte die Dunkelheit seiner Verzweiflung.

Mit seiner Bekehrung beginnt für Tolstoi eine neue Form des Bekennens. Es ist der Ton, der uns aus den Beichten aller Bekehrten entgegendringt, aus den Konfessionen Augustins und Rousseaus, wie aus den Gedanken Pascals und den Tagebüchern Kierbegaards. Auch Tolstois Selbstbiographie „Meine Beichte" wie noch zuletzt seine eigenhändigen Bemerkungen zu Birukofs großer Biographie, die so herrlich den Traum seiner Kindheit und so grausam die Wirklichkeit des Erwachens malen, sind Werke einer hinreißenden dichterischen Kraft und von einer ergreifenden Kenntnis des Menschenwesens, von einer außerordentlichen Glut des Glaubens erfüllt. Doch allmählich treten immer stärker theoretische Erwägungen und reformatorische Ziele hervor, die dann in dem Helden seines letzten Romans „Auferstehung" noch einmal dichterisch gestaltet wurden. Schonungslos ist die Kritik alles Bestehenden in Staat und Gesellschaft, und in ergreifenden Bildern richtet der Dichter das Idealbild seiner eigenen Lehre auf, die als eine merkwürdige Vermischung echt russischer, griechisch-katholischer Elemente mit einer allzu wörtlichen Auslegung der Evangelien erscheinen muß. Wie allen Sektierern ist auch Tolstoi das Heil und Licht aus der unbefangenen Lektüre des Neuen Testaments erwachsen. Hier steht er durchaus in Verbindung mit den mannigfachen Formen des Pietismus, wie sie die russischen Sekten darbieten. Der Vorkämpfer der „Duchoborzen", der Freund der mystischen „Stundisten", steht in seiner Heimat durchaus nicht vereinzelt da und ist am ehesten aus diesen tief ins russische Volksleben eingreifenden religiösen Strömungen zu begreifen. Was er in seiner Glaubenslehre geschaffen, dürfen wir als einen christlichen Anarchismus bezeichnen, dessen passive, das Leiden stark betonende Vorschriften mit dem Buddhismus manches gemein haben. Das Ergreifende und Unvergängliche an Tolstois religiösen Schriften ist die Geschichte seiner persönlichen Bekehrung, die in all ihren vielgestaltigen Stationen doch nur wieder den Gang der Seele zu Gott schildert, wie ihn in gleicher Innerlichkeit vielleicht kein anderer Mensch des 19. Jahrhunderts erlebt. Und es ist ein Dichter, der ihn geschildert, einer von den großen Gestaltern des Menschenschicksals. So gehört Tolstois Schaffen, Leben und Sein zu jenen ganz großen Produkten des menschlichen Geisteslebens, die nach einem Worte Goethes die Unsterblichkeit in sich tragen, mögen sie nun gedichtet, gemeißelt, gesprochen oder gelebt sein.

Dr. P. L.

Die gebratene Gans.

Autorisierte Uebertragung von Heinr. Hesse.

Während meines Sommeraufenthalts in der Freigrafschaft Hochburgund liebte ich es, zu Fuß die Dörfer und Weiler der Umgegend zu durchstreifen und mich zu erbauen an dem mannigfaltigen Anblick der Weinberge, der Felder, der schattigen Obstgärten, der alten Häuser, der klaren Flüsse und der Gasthöfe mit berühmten Schildern.

In der lauen Wärme der Frühlingssonne war ich eines Morgens ziemlich müde in einem der kleinen Dörfchen angelangt, die sich am Fuße der letzten Vogesenausläufer hinziehen. Ich war hungrig und durstig und trat daher in den berühmten Gasthof „Zum goldenen Löwen" ein, dessen riesige graue Front auf die Hauptstraße des Ortes herabsieht. Da ich erst spät am Abend wieder heimzukehren gedachte, ließ ich mir ein Zimmer geben, um mich dort zwanglos auszuruhen.

Der Kellner war ein gutmütiger Auvergnat, der auf den wenig originellen Namen Josef hörte — als er mich so erschöpft sah, teilte er mir mit, es sei erst um elf Uhr Table d'Hôte. Ich bat ihn daher um ein Frühstück auf meinem Zimmer im Halbgeschoß, wo ich es mir bequemer machen könnte. Er ging mit lautem Geräusch die alte Holztreppe hinab und kehrte schon wenige Minuten später wieder zurück — er bedauerte, mit Ausnahme einer jungen gebratenen Gans sei augenblicklich nichts zu haben.

„Meinetwegen also den Gänsebraten!" antwortete ich.

„Der Herr wünscht sich ohne Zweifel selbst zu bedienen — ich werde sie ungeteilt heraufbringen."

„Schön."

„Wünscht der Herr auch Weißwein?"

„Jawohl."

Und bald saß ich vor einem duftenden Frühstück und sah durch das offene Fenster hinaus auf die Straße, wo sich die Passanten in blauen Kitteln in ihren harten Platt anriefen.

Die Gans besaß wirklich eine hübsche Farbe und einen lockenden Duft. Das zarte Goldbraun des Bauches und der Schenkel, der würzige Geruch und die schwellenden fetten Teile, wo die Haut während des Bratens sternförmig geborsten war, reizten meinen Gaumen, und nachdem ich ein Glas des hellen, ein wenig schäumenden Weißweins geleert, griff ich das Tier entschlossen an. Als ich das Beste des Rückens verzehrt, kamen die Schenkel an die Reihe, von denen ich die oberen Teile loslöste, die mir am zartesten zu sein schienen. Josef war inzwischen wieder heraufgekommen, um mir Käse zu bringen. Mit einer gewissen Freude konstatierte er meinen guten Appetit und ermutigte mich, so fortzufahren — mit einer Miene, die mir ein wenig spöttisch zu sein schien. Ich ließ mich in der Tat nicht bei meiner Arbeit stören — die frische Luft der Wiesen und die vier Meilen, die ich zurückgelegt, hatten meine Verdauungsfähigkeit sehr angeregt, und ich sagte mir im Stillen, die Vielfresser der alten Zeiten müßten wohl eher gute Wanderer gewesen sein als Faulenzer auf der Bärenhaut. . . .

Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß die Gans völlig entstellt war durch die Löcher und Einschnitte, die ich mit wenig gewandter Hand darin angebracht. Man hätte sie nicht mehr auf dem bescheidensten Tisch erscheinen lassen können, ohne sich einem Hohngelächter auszusetzen, und noch viel weniger bei einer Table d'Hôte — diese formlosen Ueberreste waren nur noch gut, in eins jener schokoladenfarbigen Ragouts verwandelt zu werden, die unter der Sauce die ursprünglichen Formen der verwendeten Fleischstücke verbergen.

Es war mir peinlich, und in ziemlich natürlicher Scham fragte ich mich, wie ich diesen häßlichen Rest verschwinden lassen könnte.

„Nun," sagte ich mir, „ich werde die Gans einfach bezahlen. Sie können hier nicht teuer sein, denn die nahen Bäche waren ja ganz weiß von diesen Tieren."

Während ich mich diesem wenig mystischen Selbstgespräch hingab, drang von draußen ein lautes Stimmengewirr herein — es waren Bauern und Bäuerinnen, die lärmend in den Gasthof eintraten. Einige der Frauen trugen jene großen aus weißen Weiden geflochtene Körbe auf dem Kopf, die dazu dienen, an Markttagen Butter, Geflügel, Eier und Käse zur Schau zu stellen.

Eine unter ihnen, die sich in ihrem Dialekt mit einer alten Frau zankte und stritt, erreichte mit ihrem Korbe fast die Höhe der Fenster — er war mit einer weißen Serviette bedeckt, unter dem einige nichtverkaufte ländliche Produkte hervorsahen. Die Stimme der Frau war so durchdringend, daß ich sie hätte heftig anrufen mögen. Doch ein innerer Dämon, der meinem Handeln den Charakter des Unbewußten gab, entschied anders — ohne länger als eine Sekunde nachgedacht zu haben, ergriff ich das fleischige Gerippe der Gans und ließ es unter das Tuch des Korbes gleiten, indem ich ein wenig der tiefbraunen Sauce hinzufügte, die geographische Linien auf die Serviette zeichnete. Nachdem ich diesen Streich ausgeführt, zog ich mich ungesehen zurück.

Ich rief nach Josef, damit er mir Kaffee brächte — er sperrte Augen und Mund zugleich auf, als er die leere Schüssel bemerkte.

Da er stumm und wie versteinert stehen blieb, sagte ich mit einem ruhigen Lächeln zu ihm:

„Ich habe alles gegessen, aber ich bezahle auch gut."

„Alles . . ." wiederholte er mechanisch. „Die ganze Gans . . ."

„Jawohl, samt den Knochen!"

Ich knirschte mit den Zähnen, und da der Weißwein mich in eine gute Laune versetzt, fügte ich mit der erheuchelten Kälte eines Gelehrten hinzu:

„Knochen besitzen aufbauende Eigenschaften — der Phosphat, den sie enthalten, erneuert das Blut. Es ist dies ein ausgezeichnetes Mittel für Lungenkranke."

Josef hatte meine Worte nicht recht verstanden — seine Augen blickten noch immer groß und verstört drein, als wollten sie sagen: „Die ganze Gans!" Nachdem er mir endlich mit zitternder Hand den Kaffee serviert, polterte er wieder die Treppe hinunter.

(Schluß folgt.)

Aus allen Gebieten.

Aus dem Tierreich.

Ueber die Abstammung der Walfische. Die „Walfische" haben stets unser Interesse wachgerufen. Diese Säugetiere verdanken es ihrer Fischgestalt, mit der sie sich den Bedingungen des Lebens im Wasser angepaßt haben, ohne daß sie dadurch ihre Säugetiernatur etwa eingebüßt hätten. Sie atmen durch Lungen, lassen ihre Jungen im Mutterleibe heranreifen und säugen sie nach der Geburt mit Milch. Jedes innere Organ der Wale gleicht im Bau dem entsprechenden Organ der übrigen Säugetiere. Auch die Keimesgeschichte, die Entwicklung des Wal-Embryo, weist auf die Beziehungen des Wales zu den landlebenden Säugetieren hin. In der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" hat Prof. Kückenthal („Die Wale und ihre wirtschaftliche Bedeutung") diese Frage zusammengefaßt und an der Hand von Abbildungen die Entwicklung des jungen Wals erläutert. In ihrer ersten Entwicklung sind die Wal-Embryonen ganz nach dem Typus der Landsäugetiere gebaut. Kopf und Rumpf sind voneinander durch den Halsteil abgesetzt. Auch die Gliedmaßen legen sich wie beim Säugetierembryo als Höcker an, und zwar zwei Vorder- und zwei Hintergliedmaßen, während der erwachsene Wal nur zwei Vordergliedmaßen hat. Dem Embryo fehlen noch die Schwanzflossenflügel, die sich erst später als zwei seitliche Hautfalten anlegen. Gewisse Befunde bei Wal-Embryonen deuten darauf hin, daß sich auch bei ihnen, wie bei allen Säugetierembryonen, ein Kleid dichtstehender Haare anlegt, das sich aber später in eigentümlicher Weise umwandelt; manche Walfische sind in ausgewachsenem Zustande vollkommen haarlos, aber es kommen bei manchen Formen auch dem erwachsenen Tiere Haare zu, die als Sinneswerkzeuge funktionieren (so die Spürhaare). — Die Barten, die bei den Bartenwalen eine so große Rolle für die Nahrungsaufnahme spielen, sind eine Anpassungserscheinung an die neuen Lebensbedingungen. Daß die Bartenwale von bezahnten Säugetieren abstammen, ersehen wir daraus, daß bei jungen Embryonen sich ein reiches Gebiß von Zähnen anlegt. Die Zähne brechen aber niemals durch, sondern ihre Anlage verschwindet während der embryonalen Weiterentwicklung. — Wäh-